

## Erinnerung braucht Intimität

Eine Reise nach Gwangju, der Keimzelle der südkoreanischen Demokratiebewegung, und zu uns selbst

Matt Aufderhorst

Publiziert: 5. August 2022

Germany? Der Taxifahrer ist begeistert. Hah, Germany! Er klatscht sich vor Vergnügen auf die Schenkel. Fantastic! Great, Germany, great! Er hat uns soeben am Hotel, das ziemlich genau gegenüber dem *5.18-Archive-Museum* an der Geunman-ro liegt und zum Asian Culture Center gehört, eingesammelt und beschleunigt den Kia nun rasant. Der auch um zehn Uhr früh vielbefahrene Boulevard stellt für die südkoreanische Millionenstadt Gwangju so etwas wie die *Straße des 17. Juni* dar, ihre ungekrönte Memory Lane. Hier hatten, im Mai 1980, die Demonstrationen gegen die Militärdiktatur des Generals Chun Doo-hwan stattgefunden. Hier hatten, im Westen kaum jemals bekannt oder längst wieder vergessen, die Bürgerinnen und Bürger Gwangjus zu Hunderttausenden ihr Leben riskiert, um – ein in Korea, ja weltweit nie dagewesener Triumph – die schwerbewaffneten Soldaten für wenige Tage aus der umkämpften Stadt zu vertreiben. Hier hatten sie verstanden, dass es Freiheit und Demokratie nicht umsonst gibt. Hier hatten die Bürgerinnen und Bürger Räte gebildet und sich basisdemokratisch selbst verwaltet. Eine südkoreanische Kommune, nur mit *La Commune de Paris* zu vergleichen. Hier hatten sie miteinander gekocht, füreinander Blut gespendet und sich aufeinander verlassen. Hier hatte der Kameramann Jürgen Hinzpeter, der damals für die ARD in Tokio stationiert gewesen war und auf abenteuerliche Art und Weise, nach seiner Ankunft in Seoul, mit der Hilfe eines koreanischen Fahrers Straßensperren passiert und an den Schauplatz des Aufstandes gelangt war, hier hatte Hinzpeter die historischen Bilder gedreht, die, aus

Gwangju herausgeschmuggelt, der Welt vom Mut und Blutzoll der entschlossenen Bevölkerung einen Eindruck vermittelt hatten. Bilder, die den Deutschen zum ungewöhnlichen Volkshelden in Südkorea gemacht haben.

\*

K-Pop ist für Südkorea zum strategisch gehätschelten Markenzeichen und, als wichtigster Teil der seit der Jahrtausendwende mächtig schwappenden Koreanischen Welle (*Hallyu*), zum kulturellen Aushängeschild geworden. K-Pop überstrahlt dabei K-Dramen, K-Filme, K-Comics, K-Videospiele und K-Mode. Der Erfolg von K-Pop hat, besonders in anderen asiatischen Ländern, aber auch in den USA und Deutschland, dazu geführt, dass mehr und mehr Studenten Koreanisch lernen. Sowohl die FU Berlin als auch die Eberhard Karls Universität Tübingen, die Ruhr-Universität Bochum und die Universität Hamburg melden dank *Hallyu* ein erstaunliches Interesse am einstigen Orchideenfach Koreanistik.

Seit 2007 unterstützt die südkoreanische Regierung vehement den Kulturexport. Dank der digitalen Verbreitungsmöglichkeiten, vor allen Dingen: YouTube und Vimeo, wird die Neue Koreanische Welle *Hallyu 2.0* genannt. Die zweite K-Welle ist dabei noch einflussreicher als die erste. Der *Hallyu 2.0*-Erfolg des ehemaligen kulturellen Nobodys hat Japan, China und Taiwan derart verärgert, dass die Länder Maßnahmen zum Schutz der eigenen Kulturwirtschaft ergriffen haben. Um die Verluste einzudämmen, hat Seoul daraufhin die Kulturausdehnung Richtung Europa, Nord- und Südamerika und Afrika gefördert. Die umfassende Online-Vermarktung der *Idole* ist der maßgebliche Baustein von *Hallyu 2.0*.

Die buchstäbliche Band-Breite und Produktivität der südkoreanischen Musikindustrie überrascht. Ein, was die K-Pop-Fans entweder nicht wissen wollen oder, im Zweifelsfall, sogar schätzen, rigides Regime mit Knebelverträgen sorgt unablässig für Nachschub. Neue Gruppen befeuern den Hype, „alte“, der Pubertät endgültig entwachsene K-Pop-Stars – die Schallmauer liegt derzeit um die 25 Jahre – weichen. Die Talentagenturen der

Plattenfirmen nehmen, nach einem knüppelharten Test, kontinuierlich Teenager unter Vertrag und bilden diese in abgeschiedenen Trainingskamps aus. Handys müssen in den Internaten abgegeben werden, Eltern erhalten sporadisch am Wochenende Besuchsrecht. Gesang, Tanz, Fremdsprachen (Mandarin, Japanisch, Englisch) und, nicht zuletzt, Gehorsam stehen auf dem Stundenplan. Die zukünftigen K-Pop-Stars bekommen tadelloses Benehmen eingebläut – und sammeln derweil angespannt Punkte, die darüber entscheiden, ob eine Showkarriere von den Scouts überhaupt erlaubt wird. Die artifiziellen, ohne Mitspracherecht der Künstler kreierten Casting-Bands sind als „South Korean Idols“ oder kurz „Idols“ bekannt.

\*

Germany? Great, fantastic, sagt der Taxifahrer wieder, der Akzent schwer, mit leichten Augen, die funkeln, als hätten wir ihm gerade die Nachricht überbracht, dass er im Lotto gewonnen hat. Yes, sage ich, den Fußballwipfel des Gwangju FC betrachtend, der, wie auf einem Reisekatalogbild, neben einem dickbäuchigen Plastikbuddha an einer goldenen Kordel von der plastikverschalteten Wagendecke baumelt, yes, but Korea is great, too. Your national team has even beaten the German football team at the World Cup in Russia. Well done. Der Taxifahrer schweigt. Wird noch schneller. Als müsste er irgendetwas beweisen, uns, sich selbst, allen anderen. Überholt im riskanten Zickzackkurs. Akrobatischer Verkehr. Autos und dieselspuckende LKW machen hupend Platz. Der Taxifahrer rammt haarscharf an Obst- und Gemüseständen vorbei, die am Straßenrand ordentlich aufgereiht stehen. Er versteht dich nicht, sagt meine Begleitung, die in Gwangju am *2nd Asian Literature Festival* teilnimmt, das am folgenden Tag beginnen wird und als hehres Motto *Let Us Sing PEACE in Asia* verpasst bekommen hat. Ich weiß, sage ich und lächele den Taxifahrer an, der, intuitiv meinen Blick bemerkend, im Rückspiegel breit zurückgrinst. Ich hoffe, dass dieser Teil der Biennale so gut wie der erste wird, sagt meine Begleitung. Wir sind beide von der Ausstellung *Imagined Borders* im ACC überwältigt gewesen. Glaubst du, fügt meine Begleitung hinzu, wir schaffen es in zwei Stunden, alles zu sehen? Sie scrollt auf ihrem Smartphone und erinnert mich an die Öffnungszeiten des

veganen Buffets in der Seosok-ro 85beon-gil, das von einer Gruppe älterer Frauen geführt wird. In das einfache Restaurant mit den hervorragenden Speisen haben wir uns, die offiziellen Einladungen zu mittelprächtigen europäischen Mahlzeiten mühsam ausschlagend, schon mehrmals heimlich für *tasty* Zwischendurchsnacks geschlichen. Still und leise haben wir uns davongemacht, da wir unsere zuvorkommenden Gastgeber, die Wert aufs Protokoll und unsere ununterbrochene Anwesenheit bei etlichen Fotoshootings legen, nicht vor den Kopf stoßen wollen. Ich freu mich auch, sage ich, eine Spur halbherziger als meine Begleitung. Heute habe ich weniger Appetit als die letzten Tage. Ich bin mit den Gedanken beim Vortrag, den ich am Nachmittag im *Asia Culture Center* über Erinnerung und Architektur in Berlin und Gwangju halten werde. Außerdem, was meinen Elan zusätzlich dämpft, macht mir eine Erkältung zu schaffen, die ich mir im Flieger aufgehalst habe. Auf dem Flug von Helsinki nach Seoul ist es nicht nur extrem kalt in der Maschine gewesen, neben mir, auf der anderen Seite des Ganges, hat auch ein Koreaner mit einem brodelnden grippalen Infekt gegessen. Neun Stunden lang hat er, ohne Taschentuch, geschnieft und dabei seiner Frau und Tochter Bemerkungen über das On-board-Entertainment-Angebot ins Ohr gehustet, so dass sie, auf sein Verlangen hin, stoisch Film um Film gewechselt haben.

Beim Aussteigen, wir sind, schneller als vermutet, an der aus zwei Gebäuden bestehenden *Gwangju Biennale Exhibition Hall* im Nordosten der Stadt, in Rufweite des Honam Expressways und des *Folk Museums* und *Modern Art Museums*, angekommen, ich stehe bereits außerhalb des Wagens, strecke mich der sonnigen Morgenkälte entgegen, rieche den Industriesmog, der, Nordkorea passierend, zu dieser Jahreszeit per Jetstream aus China heranweht, ich kann den leutseligen Taxifahrer kaum noch verstehen, meine Begleitung, die per Kreditkarte bezahlt, hört ihn dagegen genau, beim Aussteigen sagt er: Heil Hitler! Dabei zeigt er – wenn schon, denn schon – zackig den Nazisalut. Sein Deutsch sei fehlerfrei gewesen, sagt sie später.

\*

Intimität ist, sobald es sowohl um das Erkennen als auch das Beschreiben von Erinnerung und Nähe geht, ein Begriff, der vor uns, uns, die wir das Verlangen spüren, unser Denken und Fühlen uneingeschränkt zu erfassen, der vor uns zwar auf Augenhöhe schwebt, mal näher, mal weiter weg, sich aber eher entzieht als anbietet. Beinahe prinzipiell macht es uns die Intimität nicht einfach, sie zu erleben und zuzulassen. Intimität gehört, als Modus operandi, zu den in der Verborgenheit angesiedelten Zuständen (Depressionen und Obsessionen), den scheuen, gelegentlich auftrumpfenden Heimlichtuern, die von einer schmerzhaften Intensität charakterisiert sind und bisweilen, in Krisenzeiten, für ein wahnsinniges Tohuwabohu sorgen, dem niemand vollkommen unbeschadet entgeht. Sie entzieht sich eher, als dass sie sich aufdrängt. Selten landet sie in unserer Umgebung, wird noch seltener Teil der emotionalen und intellektuellen Bodenhaftung. Sie hält sich und uns, mit Vorliebe, in der Schweben. Intimität ist, seit der Romantik, ein überaus begehrter und verklärter Zustand, wird – ob das stimmt, sei dahingestellt – als zerbrechlich und zart geschildert, hat allerdings, scheitert die Vertraulichkeit, robuste Folgen. Wir ahnen durchaus, was hinter dem Terminus *technicus* steckt, ohne auf der Stelle eine allgemein akzeptierte Definition von Intimität bereit zu haben. Wobei das Wissen um die tiefste Innigkeit, die sich erstens *auf uns selbst*, zweitens *uns selbst und den anderen oder die andere* und drittens *uns selbst und die anderen* richten kann, häufiger als das Erleben solch eines unverblühten Zustands ist. Sie ist für viele, im gewissen Sinne, eine Fata Morgana, ein begehrtes Geist- und Seelenbild.

In der Philosophie spielt Intimität zumeist eine nachgeordnete Rolle, verschwindet geradezu hinter anderen Fragestellungen (Liebe, Leib-Seele-Dichotomie, Moralvorstellungen) oder wird, wie in John Armstrongs *Conditions of Love – The Philosophy of Intimacy* nur als dreister Kaufreiz verwendet, da Intimität im allgemeinen Sprachgebrauch mit Sexualität gleichgesetzt wird.

Dem Rand am fernsten – so lautet die Übersetzung des lateinischen Wortes „*intimus*“. Andersherum könnte man sagen: Intimität betrifft den uneingeschränkten Mittelpunkt eines Kerns. Unser Wesenskern zeigt sich in intimen Augenblicken vollkommen ungeschützt. Es gibt, im Idealfall, von dem ich ausgehen möchte, keine Barriere mehr. Keine körperlichen und geistigen

Gewohnheiten, keine Lügen, kein Zynismus, kein Humor, keine Ausflüchte verschleiern den Moment der Intimität. Das falsche Drumherum macht dem wahren Kern Platz. Was auch heißt, dass die Intimsphäre mit der eigentlichen Intimität nur bedingt etwas zu tun haben kann. Es ist, vielleicht, jedenfalls für gläubige Sünder, wie mit dem Fegefeuer und der Hölle. Man muss durch das eine durch, um zum anderen zu gelangen. Der intime Raum – die Sphäre – sei damit allein ein transienter, wenn auch notwendiger Bereich, um zur Eigentlichkeit des unmittelbaren Kerns zu gelangen.

Die einfachste Form der Intimität, die von vielen Menschen als die einzige aktiv oder passiv erfahren wird und die, selbstverständlich, schwer genug ist, ist das Miteinander-intim-Sein. „Sexuelle Handlungen zwischen mindestens zwei Menschen“ – so lautet, im Zweifelsfall, die Zustandsbeschreibung von Intimität, deren Körperlichkeit einfühlend sein kann, aber nicht zu sein hat. Tiefere Erkenntnis, die über das Mechanische (Körperakt) und die Narration (Sprechakt) hinausgeht, ist, trotz aller sinnlichen Raffinesse und partnerschaftlichen, familiären oder freundschaftlichen Geborgenheit, für diese Art der Intimität in Wahrheit nicht maßgeblich.

Die Intimität, um die es mir in diesem Text geht, ist komplex. Ich bin davon überzeugt, dass erst Erinnerung Intimität schafft und gestaltet. Erlebnisse, die an uns abprallen, hinterlassen keine Spuren. Niemand, der sich in einer Menge bewegt, kann sich später an alle Gesichter erinnern. Stehen wir dagegen am Sterbebett unserer Mutter oder unseres Vaters, wird das Gesicht, in das wir blicken, das uns anblickt, dessen Blick unser Leben enthält, uns immer in Erinnerung bleiben. Die Intimität des Augenblicks ist unvergleichbar. Intimität entsteht durch das Besondere, nicht das Allgemeine. Was nicht erinnert wird, ist nicht intim. Das Verdrängen und Unterdrücken zerstören also sowohl Erinnerung als auch Intimität. Erkenntnis, die nicht auf Intimität beruht, ankert höchstens im Zwischengedächtnis, kann folgenlos abgerufen werden, berührt uns nicht. Damit schließe ich nicht aus, dass Abstraktion intim sein kann. Die Kraft der Erinnerung beweist sich in der Durchdringung, nicht an der Gegenständlichkeit.

\*

*Erinnerung benötigt Intimität.*

Ich schmecke den Satz, der zu gestochen klingt. Zu hochgestochen. Wie aus einer Sonntagsrede, der die Werktage egal sind. Benötigt, denke ich, ist nun mal keine echte Not. Ich schmecke den Satz. Das Verb muss unausweichlicher sein. Weniger poliert. Roher. Der Satz soll auf meiner Zunge nach Bedingungslosigkeit schmecken.

*Erinnerung braucht Intimität.*

\*

Die englische Wikipedia-Seite Gwangjus führt Mitte Januar 2020 als „Idole“ unter der Rubrik „Notable people“ folgende Personen auf:

Lee Seung-hyun (Bühnenname Seungri), Mitglied der K-Pop-Band *Big Bang*; Jung Ho-seok (Bühnenname J-Hope), Mitglied der K-Pop-Band *BTS*; Jung Yunho (Bühnenname U-Know), Mitglied der K-Pop-Band *TVXQ*; Seo Hye-lin (Bühnenname Hyerin), Mitglied der K-Pop-Band *EXID*; Lee Sung-jong, Mitglied der K-Pop-Band *Infinite*; Lee Min-hyuk, Mitglied der K-Pop-Band *Monsta X*; Chae Hyungwon, Mitglied der K-Pop-Band *Monsta X*; Im Changkyun, Mitglied der K-Pop-Band *Monsta X*; Bae Suzy, Mitglied der K-Pop-Band *Miss A*; Minzy (Geburtsname Gong, Min-ji), Mitglied der K-Pop-Band *2NE1*; Kim Yu-bin, Mitglied der *Wonder Girls*; Hong Jin-young, ein Folkloresänger.

Als Literatin und einzige andere Person von Bedeutung, neben dem Fußballspieler Ki Sung-yueng, wird ansonsten nur noch Han Kang, die Autorin von *Die Vegetarierin* und *Menschenwerk*, erwähnt. Die Heldinnen und Helden der Demokratiebewegung von 1980? Die – und hier passt das überstrapazierte Eigenschaftswort ausnahmsweise – heldenhaften Frauen und heldenhaften Männer, die sich mutig gegen Panzer und Maschinengewehre, gegen ein allmächtiges Unrechtsregime gestellt haben? Totgeschwiegen, nicht der „Idol“-Erwähnung wert.

\*

Das Asia Culture Center hat, und das ist nicht übertrieben, für die Innenstadt Gwangju die Bedeutung, die das Centre Pompidou für Paris hat. Es ließe sich sogar behaupten: für die gesamte Demokratiebewegung Südkoreas ist es ein Anker- und, nicht zuletzt, dringend erforderlicher Aufbruchspunkt geworden. Der Ende 2015 fertiggestellte Entwurf des koreanisch-amerikanischen Architekten Kyu Sung Woo verschiebt die Wahrnehmung des Stadtraums komplett, mit einer intellektuellen Entschlossenheit, einer poetischen Brutalität, die dem bahnbrechenden Geniestreichs Richard Rogers, Gianfranco Franchinis und Renzo Pianos im Marais höchstens im Bekanntheitsgrad nachsteht. Gwangju ist nicht Paris, natürlich nicht. Aber das ACC könnte – und sollte – zumindest vom Bilbao-Effekt profitieren, den vergleichbare Signature Buildings auf der kulturellen Weltkarte hinterlassen. Zumal diesmal ausnahmsweise nicht das touristensüchtige Stadtmarketing beim Bau eines x-beliebigen Museums oder Kulturzentrums das Sagen hatte. In Gwangju geht es nicht zuerst ums Geld, sondern maßgeblich um die noble Absicht, sowohl die Meinungsfreiheit als auch die verfassungsmäßig garantierte Herrschaft des Volkes in Südkorea und anderen asiatischen Staaten auf neuartige Weise zu stärken, kritisch zu begleiten und, was in populistischen Zeiten, wo das Demokratiebashing zum schlechten Ton gehört, selten passiert, in einem für alle offenen Archiv gebührend zu feiern.

Die fünf Bereiche des ACC wurden so in die Topographie der Stadt eingefügt, dass sie – anders als das Centre Pompidou, dessen Fläche dreimal kleiner ist – beinahe, bis auf eine angewinkelte, begrünte Rampe, ganz und gar in den Boden abtauchen. Der Riese (140.000 Quadratmeter) macht sich klein, ohne dadurch zum Zwerg zu werden. Der Komplex will, was gleichzeitig Vor- und Nachteil des Entwurfs ist, erkundet werden, bietet (Frei)Flächen, die man, steht man davor, auf Anhieb nur erahnen kann.

Besonders heikel war für den *Forest of Light*, wie der Architekt das ACC genannt hat – *Gwangju* heißt, wörtlich übersetzt, *Stadt des Lichts* –, dass zwei historische Gebäude aus der Zeit der japanischen Besetzung Koreas

(1905-1945) und ein moderner Verwaltungsblock, Häuser, die für die Erinnerung an den Aufstand von Mai 1980 von herausragender Bedeutung sind, dass dieses Denkmal-Trio – wenn wir die Überreste des noch älteren Forts aus der Kaiserzeit der Joseon Dynastie dazuzählen, könnte man auch von einem Anti- und Pro-Demokratie-Quartett sprechen –, dass die historischen Gebäude in den ambitionierten Bebauungsplan behutsam eingefügt werden mussten. Die Idee, den gewaltigen Komplex in die Tiefe der Stadtmitte zu rammen und dadurch den auf dem Straßenlevel liegenden alten Gedenkstätten, die jetzt, umgebaut und erweitert, quasi als ideelle Krönung, dem Kulturaustausch und den Menschenrechten gewidmet sind, weiterhin Raum zur Repräsentation der Befreiungsbewegung zu geben, ist eine bemerkenswert uneitle Entscheidung Kyu Sung Woos – und wohl diejenige, die am meisten für logistisches Wirrwarr sorgt. Die verschiedenen Zugänge zu der neuen, bis zu 18 Meter unter dem Straßenniveau liegenden Agora, von der die verschiedenen Funktionsräume (Theater, Ausstellungshallen, Kinderbereich, Archiv und Forschung, Kreation-Labs) durch mehrere Haupteingänge erreicht werden können, sind entweder zu verdeckt oder zu unbequem. Niemand weiß oben, was er unten verpasst. Niemand, der oben auf der Straße vorbeikommt, weiß, was ihm im Erdgeschoss entgeht: Mit anderen Worten, es ist unwahrscheinlich, dass Fußgänger spontan zum Besuch verführt werden. Auch nach einer Woche, obwohl wir bereits viele Stunden im ACC verbracht hatten, hatten wir immer noch Schwierigkeiten, uns zurechtzufinden. Dass der Grad unserer Verlorenheit im Kunstmassiv je nach Tageszeit, Wetter und Müdigkeitsgrad schwankte, ändert nichts an der grundsätzlichen Unübersichtlichkeit des Geländes. Einer räumlichen Undurchschaubarkeit, die sich, was ihre ambivalente Strahlkraft betrifft – in komplexen Entwürfen liegt selbstverständlich stets auch ein besonderer Reiz –, wahrscheinlich eher an den schwächsten als den stärksten Gliedern einer Seilschaft orientieren sollte, um nicht als elitär zu gelten. Die anhaltende räumliche Unergründlichkeit schmälert letztlich die Kraft eines Gebäudes, dessen erklärte Absicht es ist, Menschen anzuziehen, eine immer offene Einladung zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sein.

Der unmittelbare Zugang zur kulturellen Erinnerung macht das Vergessen schwieriger. Institutionen, die sich abschotten, werden zu geschlossenen Anstalten.

Nicht nur das Wort, auch die Architektur ist ein performativer Akt. Sie besitzt nicht allein die Macht, Raum zu gestalten, sondern besitzt handlungsartige Qualität, indem sie das, was sie gestaltend bezeichnet, in sich selbst und aus sich selbst heraus vollzieht.

\*

Mein erster Eindruck: die Staatsmacht in Südkorea präsentiert sich martialisch. Polizisten fuchteln mit Schlagstöcken, recken Schilde, fahren Wasserwerfer und gepanzerte Wagen auf. Der orangefarbene Baton marschiert – ein Eindruck, den ich als Karikatur nicht aus meinem Kopf bekomme – Seit an Seit mit den Beamten. Die Stöcke werden auch eingesetzt, um die Menge an einer Ampel beim Überschreiten der Straße zu lotsen. Bei „der Menge“ handelt es sich oftmals um eine einzige Person. Wer die Straße nicht am Zebrastreifen überquert, was ich in Anwesenheit entsetzter südkoreanischer Freunde gewagt habe, wird, sollte ihn die Polizei erwischen, mit einem Verhör plus Gebühr bestraft. Unsere Freunde haben mich eindrücklich darum gebeten, nicht mehr, wie es meine Art ist, über die Straße zu rennen. Erstens sei das zu gefährlich, die Autofahrer nähmen keinerlei Rücksicht, zweitens hätten auch sie, die den Fremden begleiten, Konsequenzen zu befürchten.

\*

Brot wird in Gwangju zelebriert. Als handelte es sich um eine exotische Delikatesse, was es, in gewisser Weise, wohl auch ist. In der Stadt, die für ihre Kochkunst in ganz Korea berühmt ist, existiert, beispielsweise, ein exklusives *New Yorker Brotrestaurant*, und, gegenüber vom ACC, im Umfeld der 1980er-Demonstrationen, liegt ein Café, in dem hinter durchsichtigen Stellwänden während der Öffnungszeiten gebacken wird. Die Preise der

köstlichen Süßwaren sind gepfeffert, die Verpackungen, in denen wir das Sauerteigbrot und die Scons eingeschlagen bekommen, aufwendige Kunstwerke und unangenehm übertrieben: Taschen, Bänder, Schachteln und Postkarten begleiten jeden Kauf.

Überall im Laden leuchten Bildschirme. Selbst an der Kasse, der Kundschaft zugewandt, befindet sich ein hochauflösender Screen. Auf den Bildschirmen verschlingen junge Frauen und junge Männer enthusiastisch Kuchenstücke, beißen mit einer nie zuvor für möglich gehaltenen, manischen Lust in ein Kastentoastbrot, das, im Großformat, mit dem eingebrannten Label des Ladens versehen ist. Die telegenen Models essen, in einer Endlosschleife, die Produkte, die sowieso im Deli ausliegen, die von den an Tischen sitzenden Kunden im selben Augenblick verzehrt und, während des Konsums, fotografiert und simultan online gepostet werden. Ein unaufhörliches Aufnahmeklicken und Besteckklackern. Die Götzenbilder sind, neidlos zugestanden, perfekt inszeniert. Kleine kapitalistische Meisterwerke. Selbst jetzt, während ich diesen Satz schreibe, kann ich die Schnittfolge des Simulacrums herunterbeten, sehe das orgiastische Backwarenglück erneut vor mir aufbranden. Die Erinnerung an das kostspielige Brot von Gwangju funktioniert.

\*



Der Ich-Zwang zur Vergewisserung und die Ich-Nötigung zur Echtzeit-Selbstdarstellung in den sozialen Medien führen, mehr noch in Seoul als in Gwangju, zu einem ständigen Handyzücken. Die Instagramierung, wie ich die geplante Bereitstellung des Ortes für einen Selfi-Moment nennen möchte, zieht sich in Südkorea als Struktur gebendes Motiv durch den öffentlichen wie privaten Raum. Räume, deren Grenzen verschmelzen. Like-Spaces – gleichsam verspiegelte Orte, die Zustimmung unter den Followern generieren – werden in Museen und auf Plätzen bereitgestellt, um als Instagram-Bühne zu dienen. Räume ohne Fotoshooting-Gelegenheit verweisen. Pose ersetzt häufig Haltung, das unreflektierte Publizieren die reflektierte res publica. Ein Phänomen, das global zu beobachten ist. Viele (wenn nicht alle) Influencer leiden an Erinnerungs-Influenza, da sie unentwegt mit der Produktion von Bildern beschäftigt sind. Ihr Begreifen krankt an einem Mangel an Dauer. Wer zu lange nachdenkt, wird kurzerhand abgehängt. Erinnerung ist so ephemere wie das versessene Posten, dessen Gier bedeutungslos ist, da es niemals auf Dauer Befriedigung geben kann. Höhepunkte zählen wenig, überwachen sofort im digitalen Dschungel. Online wird weltweit nicht mehr gestorben, nur

noch auferstanden. Die gestreamte Bildorgie ist die sinnlose Pornographie des Nicht-Schätzenwollens, des Nicht-Verstandenhabens. Die Kollektion kommt ohne Kurator aus. Das Sammeln von Bildern verkommt zum Albummüll, der im vermeintlichen Nirgendwo, in dauergekühlten, riesigen Datacentern Ressourcen frisst und auf seine kapitalistische Verwendbarkeit analysiert wird.

Die Post-Moderne ist, anders als vermutet, aber in all ihrer Beliebigkeit, in ihrem eklektischen Potpourri-Irrsinn, doch noch verspätet Wahrheit geworden.

Erinnerung, wird von den im Internetzeitalter Aufgewachsenen unentwegt inszeniert. Die Auswahl bestimmt den Moment. Das Panorama kennt zu viele Fehler. Die Welt verengt sich zum idealisierten, mit Fälschungs-Apps in Echtzeit nachbearbeiteten Ausschnitt. Wahrnehmung wird zum permanenten Fragment, willkürlich zusammengesetzt in der Reaktion der Followers; was, erstaunlicherweise, das Ich des Account-Besitzers einschließt. Ich folge mir selbst, ohne mich jemals zu erreichen. Ich bin mir selbst, während des Uploads, stets ein Trugbild voraus. Das digitale Ego wird zum Gefangenen der eigenen Posts. Ich checke mich, um zu sein. Intimität verkommt zur ewigen Selbstbefriedigung. Meine Post-Schönheit ist überirdisch. Das Internet ist das Paradies, die Erde das Inferno. Mein irdischer Körper schämt sich für seine Unvollkommenheit. Ich will mehr sein, als ich bin. Mein Post-Ruhm währt leider nur 1,5 Sekunden. Wisch und weg. Wir müssen uns verdammt noch mal beeilen, um Traces zu hinterlassen. Die Konkurrenz schläft nicht. Alles wird zur Spur, nichts gespürt. Ich verschlinge meine Erinnerung. Oder verschlingt meine Erinnerung mich? So oder so, Zeit zum Kauen bleibt kaum. Das Begreifen? Abgehängt, steht weit hintenan. Was soll ich auch begreifen, wenn mir dank des Überangebots die Ergriffenheit fehlt?

\*

Die analoge Frage, ob wir uns nur an etwas erinnern, da es Fotos von dem Ereignis gibt, das Bild sich gleichsam die Realität angeeignet und die ausgeschnittene Wahrheit übergestülpt hat, kann für den digitalen Fluss

Mnemosyne, in dem die meisten von uns schwimmen, mit einem entschiedenen Ja beantwortet werden. Was den Timeline-Tag übersteht und von der binären Flut bleibt, bleibt dagegen ungewiss.

Die digitale Erinnerung ist einzig in wissenschaftlichen und kulturellen Ausnahmefällen intim, da sie, in aller Regel, auf Bearbeitung, Überangebot und Allgegenwärtigkeit setzt, dementsprechend, obwohl sie das Gegenteil behauptet, auf Verengung, Authentizität und Kontext verzichtet. Die digitale Erinnerung trinkt Lethe, um sich, in der Wiederholung, immer und immer wieder selbst zu gefallen, sich in der narzistischen Schleife ertragen und entleeren zu können.

Kulturpessimistische Jeremiaden hin oder her, besitzt die digitale Erinnerung trotzdem eine maßgeblichen Qualität: sie kann, im Falle der Rückbesinnung, als Quelle dienen.

\*

Ich bin eine halbe Woche, zu Fuß, durch Gwangju gelaufen und habe mir gut zwei Dutzend der Aufstand-Gedenkstätten angesehen, habe mit Ausstellungsmachern, wissenschaftlichen Mitarbeitern, Passanten und Besuchern der Museen und Archiven gesprochen. Jetzt sitze ich im ACC-Lab und spüre ein wenig Angst, dass ich mit meiner kritischen Bestandsaufnahme meine liebenswürdigen Gastgeber verletzen könnte. Höflichkeit, auch wenn sie unmerklich Distanz schafft, ist erstaunlich ansteckend – und lenkt die Wahrheit kurzerhand in seichtere Gewässer, wo die Wucht des Aufpralls reichlich Raum zum sang- und klanglosen Verschwinden findet.

Die Koreaner sagen ungern „Nein“. Statt „Nein“ sagen sie lieber „Ja“, aber machen dann einfach etwas anderes. Die Sprache ist von (un)verbindlichen Fallstricken durchzogen, die kaum zu erlernen sind, da Situationen, die zunächst informell erscheinen, sich mir nichts, dir nichts als formell entpuppen.

In den letzten Tagen habe ich allmählich verstanden, dass unser Freund, oder wie die Koreaner sagen würden: *älterer Bruder* Kim Namil, ein Literat, den die von den Vereinigten Staaten unterstützte Militärjunta einst verhaftet und verprügelt hat, der mich gerade dem Publikum vorstellt, fortschrittlicher als die meisten seiner Landsleute ist. Er hat mich nach Gwangju als Teil des *Residency Programmes* eingeladen, um die in der Stadt spürbaren Verwerfungen des ritualisierten Gedenkens herauszuarbeiten. Die Erinnerung an die Demokratie-Bewegung stagniert. Gleichzeitig, was den Druck enorm erhöht, traut Kim Namil mir offenbar zu, dass ich meine Kritik „koreanisch-europäisch“, falls es eine solche Mischung gibt, verpacken kann – es also schaffe, dass niemand sein Gesicht verliert und die Probleme trotzdem angesprochen werden.

\*

Die Tilgung der Erinnerung, schreibt Theodor W. Adorno in seinem Aufsatz *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit*, (*Eingriffe, Neun kritische Modelle*, T.W. Adorno, S. 129), sei eher eine Leistung des allzu wachen Bewusstseins als dessen Schwäche gegenüber der Übermacht unbewusster Prozesse. Im Vergessen des kaum Vergangenen klinge die Wut mit an, dass man, was alle wüssten, sich selbst etwas ausreden müsse, ehe man es den anderen ausreden könne. Von der Vergangenheit loszukommen, den berühmt-berüchtigten Schlussstrich zu ziehen, was taktisch, aber nicht faktisch *Aufarbeitung* genannt werde, sei jeder Gesellschaft eigen, die einer Gewaltherrschaft entstamme.

Der Wunsch, die intime Erinnerung an Verbrechen zu tilgen, verhindert die Bestrafung der Täter, verhindert, dass den Opfern Gerechtigkeit widerfährt, verhindert die Aussöhnung zwischen Opfern und Tätern, entfremdet die Tätergeneration von ihren eigenen Kindern und Kindeskindern und von den Kindern und Kindeskindern der Opfer, entfremdet die Opfergeneration von ihren eigenen Kindern und Kindeskindern und von den Kindern und Kindeskindern der Täter.

In Südkorea, anders als in Westdeutschland, über dessen Gier an der Schuldverdrängung Adorno nachdenkt, hatte die Demokratie zu Beginn keine ernsthafte Chance gehabt. Die Amerikaner setzten, nach dem brutalen Koreakrieg (1950-53), in dem der kommunistische Norden mit Hilfe der Chinesen für einige Wochen den kapitalistischen Süden fast komplett überrannt hatte, alsbald in dem geografisch isolierten, aber strategisch günstig gelegenen Land auf eine Militärregierung. Südkoreanische Generäle, Park Chung-hee (1961-79) und Chun Doo-hwan (1980-88), blieben mit einer kurzen Unterbrechung, bis Ende der 80er Jahre an der Macht. Der Intimität der Verbrechen folgte in Südkorea keine Intimität der Erinnerung oder Aussöhnung. Das Land blickte von sich selbst weg, blickte nach Japan, China und in die Vereinigten Staaten. Sogar der Blick in den Norden war lange tabuisiert, Kontaktaufnahmen unerwünscht. Die Generäle in Seoul wollten, wie ihre Brüder in Pjöngjang, an der Macht bleiben, der Status Quo störte dabei nicht.

\*

Die Südkoreaner sehen in den Deutschen – den Westdeutschen, um genau zu sein – verwandte Seelen, die ihnen einen Wiedervereinigungsschritt voraus sind. Ihr Interesse an mir ist reines Eigeninteresse. Sie fragen sich, wie ich den Sprung aus der Vergangenheit des Kalten Krieges überstanden, ob ich Schaden genommen habe, ob mir die kommunistischen Landsleute sehr fremd gewesen sind. Sie fragen mich, ob es ausgereicht hat, dass wir, die Osis und Wessis, eine gemeinsame Sprache gesprochen haben. Sie fragen mich, wie ich mit den Mitläufern und Tätern umgegangen bin, wie es sich in Berlin, der ehemals geteilten Stadt, leben lässt. Sie sehen in mir die Zukunft, die sie gleichzeitig herbeisehnen und herbeifürchten. Ich bin den Südkoreanern – in ihrer Skepsis und in ihrer Hoffnung – wesentlich näher, als ich es jemals erwartet habe.

\*

Subtile Kontrolle spielt mit der Stigmatisierung des Abweichenden. Das Deviante wird unmittelbar als Regelverstoß entlarvt. Die Nahtlosigkeit des scheinbar Offenen wird durch unsichtbare, kulturell gesetzte Grenzen desavouiert. Das Wissen verzichtet auf das Gewissen, das Normative auf die Moral.

Aus der Rolle zu fallen, wird weder von der rituellen Unanständigkeit des Kapitalismus noch vom rituellen Anstand des Konfuzianismus lange toleriert. Der einzelne Mensch zählt in beiden Gesellschaftsordnungen ausschließlich, wenn sein Verhalten „lukrativ“ ist. Der „Gewinn“ stellt dabei, im Grunde, allein die Bestätigung und Stärkung des jeweiligen Systems dar.

Wichtig ist, dass im Konfuzianismus mit „Ritus“ nicht, wie im Westen, eine gelegentliche Zeremonie – wie Beerdigung- und Hochzeitsrituale – gemeint ist, sondern streng formalisiertes Verhalten, das auf Dauer sowohl einen guten Menschen ausmacht als auch die Grundlage für eine unbeschädigte Gesellschaftsstruktur schafft.

\*

Das Holz knirscht, in den Wipfeln der Bäume. Alt und neu zugleich. Wie die Silben, die sich um unsere Zungen schlingen, fast vertraut, mit jedem Schritt näher: Mudeungsan. Zusammen gehen wir, mit den anderen, die sich daheim gehäutet haben. Den Alltag - die Schuhe des Alltags, die Hosen des Alltags, die Jacken des Alltags - zurückgelassen haben. Wie Wanderer sehen sie aus. Wie Bergsteiger, die mit ihren Stöcken den Weg Maßnahmen, oft gegangen sind, kennen sie die Rillen, die überzogenen Holzplanken, ans Wasser geschmiegt. Nun, auf halber Höhe, wir wollen zum Gipfel, immer zum Gipfel, niemand, der mit uns geht, den UNESCO Global Park Mudeungsan durchläuft, gibt sich mit der Hälfte zufrieden, nun, auf halber Höhe, merken wir die Oberschenkel, die Knie, die Blasen an den Füßen, die wir noch nicht haben, die aber kommen würden, bald.

Das Holz knirscht. Unsere Schuhe warten in der Bergsonne, vorm Tempel, wir stehen im Raum. Weit und eng, leer und voller Licht, gedämpft wie das Ocker der leichten Wände, die sich nicht nach dem Winter sehnen, allerhöchstens nach dem pittoresken Blick auf den Schnee. Wir gleiten über den Boden, rutschen. Hinter der Ecke, immer sind es Ecken, um die man geht, langweilt die Gerade, das Bekannte, die Ferne ist es, auch die nahe Ferne, die uns reizt, hinter der Ecke Stimmen. Eine Küche. Frauen, die lachen, sprechen, uns hereinwinken. Zeigen, auf den Tisch. Zeigen, auf die Gerichte. Sofort mit uns teilen wollen. Unsere Bedenken – wir essen kein Fleisch – weglachen. Fleisch? Hier? Was für eine Idee! Welcome, sagt der Mönch, der, jetzt sehen wir ihn erst, nach drei, vier Minuten sehen wir ihn, der dort regelrecht thront, am Ende des Raums, nicht am Tisch sitzt, wie die anderen, wie die Frauen, für sich sitzt, und strahlt. Welcome! Please eat.

Die Erinnerung wird auf einmal intim, als der Mönch, gesättigt, aufsteht und sich verabschiedet. Die Frauen, die uns großzügig das Kimchi angeboten haben, sind, was uns zu spät aufgeht, überrascht, mit welcher Begeisterung wir uns dem fermentierten Gemüse widmen. Sie sehen sich an, lächeln. Eine erhebt sich, schreitet zum Platz des Mönchs und nimmt – was sie ansonsten, ihre Bewegungen verraten es, nicht wagt – die Reste des den Göttern gewidmeten Essens und kehrt triumphierend zurück. Durch die Küche schallen Beifall und Gelächter.

\*

Misslingt sie, sei der Intimität stets das Flüchtige eigen. Gelingt sie, die Persistenz, eine innen und außen tief verwurzelte Dauer.

\*

Falls der Versuch, Vertraulichkeit zu erlauben, ernstgemeint ist, erzeugt ein Scheitern der Intimität ein Ausmaß an Scham, das zu einer existenziellen Krise führt.

Die von außen – im Falle der Fremdheit – selten nachvollziehbare Ausuferung der Scham ob des misslungenen Versuchs der Öffnung, die eine Erweiterung der Erinnerung und, theoretisch, öffentliche Anteilnahme bedeutet hätte, führt zu einer Abkanzelung. Erinnerung vereinzelt sich und verliert, für die Allgemeinheit, im *worst case scenario*, jedwede Wirkungskraft. Die Beschimpfung schließt dabei Geschichte und Persönlichkeit ein. Das Tabu der Erinnerung prägt als übermächtige narrative Rüge fürderhin das Bewusstsein. Fehlende Anteilnahme ver- und behindert Intimität. Die Lehren, die sich aus der Aufarbeitung des Erlebten schließen ließen, werden nicht gezogen.

\*

Was auffällt, sowohl in Seoul als auch in Gwangju, ist der genau gesetzte Stechschritt der Ordnungshüter. Die Beamten bewegen sich in Reih und Glied. Zu zehnt, acht, sechst, zu viert. Allzeit in adretten Zweierreihen. Wie Synchronschwimmer, die außerhalb des Beckens üben. Exakt abgestimmte Glieder, präzise choreographiert.

Wir haben, dank mehrerer Demonstrationen, in Südkorea etwa 500 Polizisten gesehen. Lauter Männer. Keine einzige Frau. Frauen fanden sich, im mit Schildern ausgerüsteten Streifendienst, der bei potentiell gewalttätigen Kundgebungen eingesetzt wird, nicht.

Der Polizist ist, in jedem Staat, ein maßgeschnittenes Puzzlestück eines übergeordneten Ganzen, das – eine schwierige, fast widersprüchliche Aufgabe – sowohl den Rahmen einer Gesellschaft zusammenhält als auch, in zentralen Sicherheitsbereichen, ausfüllt. Im maßregelnden Auftreten oder der korrupten Lässigkeit, in den penibel antrainierten oder, je nach Sichtweise, vernachlässigten Umgangsformen der Ordnungshüter lassen sich (vor)schnell Vermutungen über den Zustand eines Gemeinwesens anstellen.

Mutmaßungen, deren Wahrheitsgehalt von Einheimischen, häufig genug, im Gespräch bestätigt wird. Die weißen Sheriffs, die in den USA grundlos Schwarze anhalten, stellen ein Spiegelbild ihrer Gesellschaft dar. Genau wie

die mit Maschinengewehren bewaffneten Polizisten, die durch Knightsbridge in London patrouillieren und sich neben mir, während ich hilflos versuche, per App die Parkgebühr zu bezahlen, erst über exorbitante Hauspreise und im nächsten Satz über Boris Johnsons Hass auf Theresa May unterhalten.

Der Streifenbeamte ist, da Soldaten in den Kasernen bleiben, das sichtbare Aushängeschild staatlicher Herrschaft. Er repräsentiert in der Öffentlichkeit direkte Macht. Steht, altmodisch ausgedrückt, für Zucht und Ordnung. Steht für Amtsbefugnisse, die Einhaltung der Gesetze. Allerdings gibt es, was mit Dienstkleidung ausgestattete Staatsdiener willfährig vergessen, gerade jene, die das Homonym *Kluft* als spaltendes Element wörtlich nehmen, einen wesentlichen Unterschied zwischen Ordnung und Unterordnung.

\*

Der Bürger in Uniform, ein Konzept, das in Deutschland für die Bundeswehr und, unausgesprochen, auch die Polizei gilt, sieht sich als Teil der Zivilgesellschaft, ist, im Dienst, zu allererst Staatsbürger, erst dann Beamter und ausführendes Organ wie auch immer gearteter Anweisungen. Während seiner Ausbildung wird dem Bürger in Uniform eingebläut, dass er undemokratische Befehle nicht befolgen, sondern ihnen ausdrücklich widerstehen muss.

Wie wichtig die Durchsetzung dieses egalitären Ansatzes ist, zeigt der 2017/18 unterbundene Versuch des Elitesoldaten André S., der sich selbst *Hannibal* genannt hat, in der Bundesrepublik eine rechtsradikale Schattenarmee (<https://www.taz.de/Rechtes-Netzwerk-in-der-Bundeswehr/!5548926/>) aufzustellen. In einer von *Hannibal* geleiteten Online-Plattform hatten sich Regierungsgegner vernetzt, radikalisiert, auf bewaffnete Kämpfe und den herbeigesehnten *Imperium in imperio*-Tag X vorbereitet, an dem die Liquidierung linker Politiker und Intellektueller geplant gewesen war. Welche Vorbilder die Mächtegern-Verschwörer hatten, wird klar, wenn man die Gravur eines Wanderpokals betrachtet, den sie für eine Schießübung in Auftrag gegeben hatten: *Mehmet Turgut*. Turgut war das fünfte von neun Mordopfern der rechtsextremen Terrorgruppe Nationalsozialistischer Untergrund (NSU).

Der 25-Jährige wurde am 25. Februar 2004 an einem Döner Kebab-Imbiss im Rostocker Ortsteil Toitenwinkel von Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt mit drei Kopfschüssen hingerichtet.

Anfang August 2018 soll die Frankfurter Anwältin Seda Basay-Yildiz, die im NSU-Verfahren Angehörige der Mordopfer vertreten hat, von Beamten der Frankfurter Polizei bedroht worden sein. In einem Fax wurde der Tod ihrer kleinen Tochter („schlachten“) angekündigt. Der oder die Unterzeichner, die Teil einer sechsköpfigen rechtsradikalen Polizei-Chatgruppe bei WhatsApp sein sollen und Hitlerbilder und rassistische Verunglimpfungen ausgetauscht haben, unterschrieben mit *NSU 2.0*.

Gegenüber vom 1. Polizeirevier, dem Arbeitsplatz der nun suspendierten Beamten mit dem massiven Haltungsproblem, liegt das Oberlandesgericht und gleich vorm Gerichtsgebäude, direkt an der viel besuchten Shoppingmeile Zeil, befindet sich das Fritz-Bauer-Denkmal *Nur die Spitze des Eisbergs* (<https://www.kunst-im-oeffentlichen-raum-frankfurt.de/de/page149.html?id=188>). Als hessischer Generalstaatsanwalt war Fritz Bauer maßgeblicher Initiator der Frankfurter Auschwitz-Prozesse (1963-66). Bauer, der in der Nachkriegszeit überall von Alt-Nazis umgeben war und mal gesagt hat, dass er Feindesland betrete, wenn er sein Büro verlasse, Bauer verstand die NS-Verfahren als Selbstaufklärung der deutschen Gesellschaft. Auf einer der beiden Bronzetafeln vorm Gericht findet sich ein Satz Bauers, der sich erneut als Menetekel der Gegenwart lesen lässt: „Sie müssen wissen, es gibt einen Eisberg, und wir sehen einen kleinen Teil und den größeren sehen wir nicht.“

Die Idee des Corps-Geists („wir gegen die“), eine Gemütsverfassung, die, wird nicht aufgeklärt, in para- und militärischen Einheiten vorherrscht und die Verfassung geringschätzt, unterhöhlt demokratische Strukturen. Hierarchien, eine Herausforderung für jede verantwortliche Führung, sind einerseits notwendig, um den liberalen Rechtsstaat zu schützen, stellen ihn andererseits, da sie Obrigkeitshörigkeit fördern, in Frage. Außerdem, was ein weiteres Problem darstellt, sind Uniform-Berufe eben gerade nicht, wie oft behauptet, ein repräsentatives Abbild der Gesellschaft. Wenn überhaupt,

spiegelt sich der rechte Rand in ihnen, die Tendenz zur Härte. Law & Order-Jobs locken autoritätshungrige Geister an, die sich eher für lückenlose Überwachung als Laisser-faire begeistern.

Wie wird man die NSU-Opfer im Gedächtnis behalten? Dass die Verwandten der Getöteten den Behörden und Politikern, ja der ganzen deutschen Öffentlichkeit einen Mangel an Mitgefühl – also an intimer Erinnerungskultur – vorgeworfen haben, ist bezeichnend.

Und was wird die Polizei in Frankfurt unternehmen, damit die rassistischen Morddrohungen gegen Basay-Yildiz nicht ad acta gelegt werden? Wird man, sollte es zu einer Verurteilung der Polizisten kommen, an der Außenwand des 1. Polizeireviers, für alle sichtbar, eine Gedenktafel anbringen, um darauf hinzuweisen, dass vom rechtsradikalen Beamtensextett geplante Verbrechen verhindert werden konnten? Wird man, was bislang nicht der Fall ist, online auf das Prinzip des Bürgers in Uniform hinweisen und den Fahndungserfolg gebührend feiern?

\*

An der Polizeistation in Gwangju, die eine Seitenstraße vom ACC entfernt liegt, quasi in Rufweite, erinnert nichts an die unrühmliche Rolle, welche die Polizei während des 1980er-Aufstands in Gwangju gespielt hat. Im *5.18-Archive*, auch das nur einen Steinwurf von der Wache getrennt, wird tunlichst vermieden, den Tätern Namen oder Gesichter zu geben.

„Faszinierende Ferien“ – so lautete der makabre Militärcode für den staatlich genehmigten Massenmord, bei dem Hunderte auf bestialische Weise getötet wurden. Selbst aus Hubschraubern wurde wahllos in die Menschenmenge geschossen, eine Tatsache, die offiziell, von Regierungsseite, erst 38 Jahre später bestätigt wurde (<http://www.koreaherald.com/view.php?ud=20180207000802>). *Terre des hommes* geht sogar von bis zu 2000 Todesopfern aus. Die Zahl könnte realistisch sein: die Sterberate Gwangjus lag, laut Statistik, im Mai 1980 rund 2300 Todesfälle über dem monatlichen Durchschnitt.

Die Gewalt gegen Zivilisten wurde, so scheint es, dennoch anonym begangen. Niemand wurde für das Massaker zur Rechenschaft gezogen. Die Soldaten und Polizisten, die geschossen und gefoltert haben, blieben ungeschoren. Eine umfassende Wiedergutmachung vor Gericht fand nicht statt.

Die Verdrängung geht sogar soweit, dass rechtsgerichtete Politiker in Seoul wieder und wieder behaupten, die Gewalttaten in Gwangju seien von Nordkoreanischen Truppen begangen worden.

\*

Unterwürfigkeit ruft weder Respekt hervor noch sorgt sie für Gerechtigkeit. Intimität erlaubt keine Halbherzigkeit.

\*

Geschichte, die nicht erzählt wird, zählt nicht.

\*

Das Beste am Bendlerblock, dem Berliner Dienstsitz des Bundesministeriums der Verteidigung, ist die *Gedenkstätte Deutscher Widerstand* gegen den Nationalsozialismus. Das Denkmal, das zugleich als Bildungsstätte zur Erinnerung an den gesamten deutschen Widerstand dient, liegt im Ostflügel des Bendlerblocks. Die Soldaten und Offiziere der Bundeswehr, die im Ministerium ein- und ausgehen, werden täglich daran erinnert, dass nur wenige in der Reichswehr den Mörderschergen Hitlers aktiv entgegengetreten sind, aber Millionen eifertig mitgemacht haben.

\*

Der Song „Idol“ der koreanischen Boygroup BTS erreichte an nur einem Tag über 45 Millionen YouTube-Views und knackte den vorherigen Rekord,

gehalten von Taylor Swift. Die Kernzeile des Selbstbeweihräucherungshits lautet:

*You can call me idol // No matter what you call me I don't care I'm proud of it // I'm free // No more irony // Cuz I was always just me. // (...) You can't stop me lovin' myself // I like the shouts // You can't stop me lovin' myself*

BTS steht für „Bangtan Sonyeodan“, was sich mit „kugelsichere Pfadfinder“ übersetzen lässt. Die zumeist weiblichen Fans der Boy-Group sind in einem Club organisiert, der sich „A.R.M.Y“ nennt. Eine Abkürzung für „Adorable Representative M.C for Youth“. BTS lässt sich gerne öffentlich dafür loben, in den Songtexten sozialkritische Töne anzuschlagen. Was nicht heißt, dass die geldaffinen Boy Scouts lukrative Verträge ausschlagen. Die K-Pop-Band dient als Werbebotschafter für die Kookmin Bank, Südkoreas größtes Geldhaus. Kookmin hat gerade mehrere Kinder von Führungskräften, darunter die Großnichte des Vorsitzenden Yoon Jong-kyoo, aufgrund von Gefälligkeiten eingestellt. Die Verwandte des Vorsitzenden hatte sich, vorm entscheidenden Abschlussgespräch, noch ganz unten in der Bewerberreihe befunden. An sich bevorzugt KB allerdings Männer – und zwar systematisch. Allein 2015 wurden die Prüfungsergebnisse von 100 männlichen Kandidaten „positiv“ manipuliert, um weniger Frauen einstellen zu müssen.

\*

In K-Pop-Musikvideos werden Frauen, die nicht aus Korea stammen, offener und ungehemmter sexualisiert als Koreanerinnen, die als „rein“ gelten, deren Ehre nicht beschmutzt werden darf. Bei Ausländerinnen gibt es solche Vorbehalte nicht.

\*

Besonders einfach haben es Nicht-Demokraten in einer Gesellschaft, die traditionell Wert auf Klasse, Ehrbezeugungen und Abstand legt. Die Unterordnung wird dem entmündigten Volk als Nationalstolz angepriesen: *Wir*

*lassen uns nicht unsere Lebensweise madig machen!* Die Erinnerung an die revolutionäre Machtergreifung – also die Macht des Einzelnen, besser: der *gemeinsam handelnden Einzelnen* über den totalitären Staat – wird in Windeseile institutionalisiert und damit von persönlichen Erinnerungen entleert. Die forcierte Entfremdung dient als subtiles Machtinstrument. Fehlende Intimität führt, so das Kalkül, alsbald zum Vergessen.

Die Vertrautheit der Einzelnen mit den Tagen des Umsturzes, die Vertrautheit mit den Schmälerungen, die sie bereit waren auszuhalten, die Vertrautheit mit den Opfern, die sie in ihren Familien, in ihrem Freundeskreis, an der Arbeitsstätte, in ihrem Viertel, ihrer Stadt, ihrer Region geleistet haben, eine Vertrautheit, die sich an greifbaren Dingen (Orten und Artefakten) im öffentlichen Raum festmachen ließe, werden entkräftet. Entweder setzt die Elite aufs Vergessen oder zieht das Andenken eisern an sich, behandelt die Revolution wie ein x-beliebiges Ereignis, das zwar zur Geschichte des Staates gehört, aber, sicher in den Archiven abgeheftet, für die Gesellschaft keine Bedeutung mehr spielt. Entscheidend sind dabei die Nicht-Benennung der Täter und Nicht-Aufarbeitung der Schuld.

\*



Ich schließe ich mich einer Gruppe von Schriftstellern an, denen der Kurator des *5.18-Archive-Museums* einige Gedenkstätten von Gwangju zeigt. Obwohl ich die Mahnmale bereits besucht habe, gehe ich mit. Der Kurator verzichtet darauf, Geschichten zu erzählen. *Hier liegt dies, dort jenes*. Die Erinnerungsstücke werden beschrieben, als wären wir blind. Dinge und Handlungen bleiben ohne Eigenleben. In Sangmugwan, der Halle, in der, während des Aufstands, die Toten aufgebahrt lagen, um identifiziert zu werden, der Halle, die in Han Kangs Gwangju-Roman *Menschenwerdung* eine wichtige Rolle spielt, stehen vorübergehend Staffeleien mit Bildern von älteren Frauen, die als Aufständische jung gestorben sind. So hätten sie ausgesehen, hätten sie leben dürfen. Der Kurator sagt seinen Satz, *hier lagen Tote*, erwähnt die Heldinnen auf den Staffeleien mit keinem Wort. Unbewegt verlassen wir die Halle, vergessen den Raum.

\*

Epistemologische Routine erstickt Neugier. Am blindesten bin ich, wenn ich glaube, alles in Schablonen gesteckt und gesehen zu haben.

\*

Erinnerung, der wir uns nicht anvertrauen, traut uns nicht und bleibt uns unvertraut. Intimität verlangt die Bereitschaft, verletzbar zu sein und leidenschaftliche Beziehungen zur Welt einzugehen.

\*

Aristoteles schlägt vor, dass Beziehungen auf drei Ideen fußen: Nutzen, Vergnügen und Tugend. Menschen würden von Beziehungen angezogen, die Nutzen brächten, da sie Hilfe und Zugehörigkeitsgefühl böten. In Beziehungen, die auf Vergnügen basierten, würden Menschen von den Gefühlen der Freundlichkeit motiviert, wenn die Parteien sich füreinander ins Zeug legten. Allerdings gälten Beziehungen, die auf Nutzen und Vergnügen beruhten, als kurzlebig, wenn der Nutzen eines der Partner nicht erwidert würde. Beziehungen, die auf Tugend basierten, bauten dagegen auf der Anziehungskraft des tugendhaften Charakters der anderen auf. Aristoteles war der Meinung, dass Beziehungen, die auf Tugend beruhten, diejenigen wären, welche am längsten andauern würden. Außerdem vermutete er, dass tugendhafte Beziehungen die einzige Art von Beziehung darstellten, in der jeder Partner für sich selbst beliebt wäre.

\*

Erinnerungen lassen sich gleichfalls als nützliche, vergnügliche und – vielleicht auch: *oder* – tugendhafte kategorisieren. Die Erinnerung an ein Sommeressen mit Freunden, an einem See, im Schatten blühender Kirschbäume, bereitet Vergnügen. Wurden selbstgemachte Speisen serviert, die so gut mundeten, dass man Kochanleitungen ausgetauscht hat, darf von einem gewissen Nutzen gesprochen werden. Und sollten sich die Rezepte um die Lebensführung erweitert haben, sollte man gar vielstimmig und vorurteilsfrei über moralische Fragen diskutiert und Anregungen für die eigene

Lebensführung mitgenommen haben, taucht, im Nachhinein, die Tugend aus dem Strom der erinnerten Zeit auf und trägt uns, verglichen mit dem ephemeren Vergnügen und dem temporären Nutzen, wohl am weitesten.

\*

Die Machtausübung in ehemaligen Diktaturen ist, für eine Übergangszeit, von der Vorliebe für Zeremonielles, das von der früheren Regierungsclique initiiert wird, und von der falschen Zurschaustellung bürgerlicher Teilhabe geprägt. Die fest im Sattel sitzende Elite (Generäle, Eigentümer/CEOs von Firmen und Banken, Großgrundbesitzer, Repräsentanten von Religionen) ordnet sich der demokratischen Ordnung nicht widerstandslos unter, sondern versucht, mit legalen und illegalen Tricks, ihre Pfründe zu retten und neu geschaffene Positionen zu ergattern. Kunstfertig wird von nun an die Plutokratie kaschiert und als Dauer-Schlussverkauf für alle gepriesen. Teilhabe beschränkt sich, nach den revolutionären Anfangstagen, auf die ubiquitäre Chance der Verschuldung. Die halb-demente Reaktion der seriell in die Irre geführten Kreditkartenüberzieher, die sich für frei halten, obwohl ihnen Zins und Zinseszins die Gurgel umdrehen, ist eine gewollte, limitierte Frechheit, die in der Obszönität des scheinbar unlimitierten Konsums das passende Symbol findet. Der leichtfertig in Anspruch genommene und bewusst gewährte Überziehungskredit überzieht die Demokratie mit einem kaufsüchtigen Stillschweigen und einer perpetuierten Sklavenmentalität, die allein der Rendite-Elite dienen. Ein Knebel, der die Kreditnehmer in nibelungentreue Abhängigkeit zum pro forma demokratischen System treibt und fest an die kapitalistische Kandare nimmt. Der herbe Verlust an Freiheit der einen, ist die laszive Fetisch-Cash-Lust der anderen.

\*

Der Versuch, die Intimität der Erinnerung zu unterdrücken, Erinnerung zu generalisieren, Erinnerung in geordnete Verbraucherbahnen zu lenken, und das Bestreben, bloß keine demokratischen Heldinnen und Helden zu

schaffen, die als Vorbilder zukünftiger Aufstandsbewegungen gegen das Kapital dienen könnten, sind für jede affluente Oberschicht überlebenswichtig.

\*'

Die systematische Entwertung der Erinnerung hat sowohl in Diktaturen als auch im Kapitalismus Methode und staatstragende Funktion.

\*

Der Mann vom Lande, der in das Gesetz eintreten will, wird in Franz Kafkas Legende „Vor dem Gesetz“ von einem Türhüter aufgehalten. Der Türhüter warnt ihn, dass hinter der ersten Tür weitere Türen mit weiteren Türhütern platziert seien, die nicht einmal er als Türhüter anzublicken wagen würde. Der Mann vom Lande entschließt sich – anstatt in das Gesetz einzutreten, also seine Sache vor Gericht öffentlich zu verfolgen, einen Sachverhalt in einem Prozess zu klären, im Niedergeschriebenen Klarheit zu finden, ein Urteil zu erreichen –, der Mann vom Lande entschließt sich, lieber zu warten. Er wartet Tage, Monate, Jahre. Sein ganzes Leben lang wartet er. Sterbend, schon halb starr, fragt der Mann vom Lande schließlich den Türsteher, den er mit allen Besitzümern, die ihm gehört haben, erfolglos bestochen hat: „Alle streben doch nach dem Gesetz, wieso kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat?“ ([https://de.wikisource.org/wiki/Vor\\_dem\\_Gesetz](https://de.wikisource.org/wiki/Vor_dem_Gesetz)) Und der Türsteher antwortet: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

\*

Die Metro Gwangjus besteht aus einer Linie, mit 20 Haltestationen, erstreckt sich über 20 Kilometer von Ost nach West und unterquert dabei zwei Flüsse, den Yeongsan und den Hwangryong. Die U-Bahn-Zugänge, welche die Fahrgäste zu durchschreiten haben, um auf die Bahnsteige zu gelangen, stehen immer offen. Es sieht so aus, als könnte man, ohne Ticket, einfach

passieren. Was dann passiert – zumindest uns widerfahren ist, die wir zwar die Plastikchips aus dem Automaten gekauft hatten, aber nicht wussten, wo wir mit dem Chip hinsollten –, ist als Konzept einer Kontrolle bemerkenswert: die Sperren fahren aus, wenn man *nicht* bezahlt. Die Bestrafung – das Schließen der Schleusen – entlarvt das Fehlverhalten und hat für reichlich verblüffte Gesichter der Einheimischen gesorgt, die uns zunächst erstaunt angesehen, dann, *Fremde*, in sich hineinlächelnd wieder wegsehen haben.

\*

Erinnerung sei, von Hause aus, und zwar häufiger als wir es wahrhaben wollen, häufiger als es uns lieb ist, im Unbehausten daheim.

\*

Das Verlangen nach Intimität sei stets ein politisches. Es erfordert und fordert einen privaten Schutzraum ein, der, bei Bedarf, jedweder staatlicher Kontrolle entziehbar zu sein hat.

\*

An den Metro-Eingängen, an den Unterführungen – Schilder mit gelben, weißen und blauen Dreiecken. Überall Bunker, die im Falle eines ABC-Waffeneinsatzes Obdach bieten sollen. Dass U-Bahntunnel nicht gegen einen Atomangriff helfen, ist den Südkoreanern bekannt.

Das Frontier-Gefühl, die Einsicht, im Kalten Krieg steckengeblieben zu sein, verändert den Blick auf Trumps brüskes Bemühen um Kim. Was viele außerhalb der Halbinsel lächerlich finden, wird in Südkorea als ernsthafte Friedens- und Abrüstungsmöglichkeit begrüßt.

\*

Als ich während meines Vortrags, gleich zu Beginn, erzähle, dass ich in Lübeck, direkt an der deutsch-deutschen Zonenrandgrenze, einen Großteil meiner Jugend verbracht habe, mich, gewissermaßen, vorm Hakenausteilen, als doppelt qualifiziert anpreise – jetzt Berliner, einst Lübecker –, ist mit klar, dass sich die deutsche Einheit und eine denkbare koreanische Wiedervereinigung schwer vergleichen lassen. Nord- und Südkorea sind sich in der Größe der Bevölkerung näher als DDR und BRD, in der Wirtschaftskraft allerdings weiter entfernt. Kamen auf je vier Westdeutsche ein Ostdeutscher, lautet das Verhältnis für Süd- zu Nordkorea gerade mal 2:1. Vor der Wiedervereinigung verdienten die Ostdeutschen durchschnittlich 40 Prozent des westdeutschen Lohns. In Nordkorea sind es, verglichen mit dem erheblich reicheren Süden, schmale 5 Prozent. Die Kosten der deutschen Einheit werden bislang mit 2 Billionen Euro angesetzt. 85 Prozent davon sind Sozialleistungen, zumeist Transfers in die Renten- und Arbeitslosenversicherung. Für den wirtschaftlichen Aufbau Nordkoreas könnte sich die Rechnung auf ein Vielfaches belaufen, was Investoren zugleich lockt und schockt.

\*

Intimität kann theoretisch begründet sein, ohne dadurch Abstand zu schaffen, sage ich und zeige Fotos, die ich vom *Denkmal für die ermordeten Juden Europas* gemacht habe. Peter Eisenman, der das Berliner Holocaust Mahnmal entworfen hat, war sich darüber klar, dass es unmöglich ist, die Ermordung von sechs Millionen Juden durch die Nazis und ihre Helfershelfer „angemessen“ darzustellen. Schon ein einziger Mord, der in der perversen Tötungsmaschinerie des Dritten Reichs stattgefunden hat, entzieht sich der „vernünftigen“ Repräsentation. In diesem Denkmal gebe es kein Ziel, kein Ende, keinen Weg nach innen oder außen, heißt es auf Eisenmans Website (<https://eisenmanarchitects.com/Berlin-Memorial-to-the-Murdered-Jews-of-Europe-2005>). Es sei frei von Nostalgie, keine Erinnerung an die Vergangenheit existiere, sondern nur die lebendige Erinnerung an die individuelle Erfahrung.

Die Maßlosigkeit der Verbrechen spiegelt sich nicht im per Computer entworfenen willkürlichen Lageplan der 2711 Stelae wider. Was allerdings Eisenmans Entscheidung bleibt, ist die Ausdehnung des Mahnmals Richtung Fuß- und Fahrradwege. Abgezirkelte Pfade jenseits der Erinnerung, jenseits der Intimität, die das Mahnmal selbst, in dessen Bahnen man sich verlieren kann, bietet. Die bodenflachen Stelae reichen in den – oberflächlich betrachtet – Nicht-Denkmalraum und erlauben, ja evozieren die (un)bewusste Begegnung mit der eigenen oder fremden Geschichte.



\*

Das Wort *Folly* bedeutet im Englischen „Mangel an Vernunft“. In der Architektur nimmt die Torheit der *Follies* jedoch eher eine ironisch-überspannte Bedeutung an, deren räumliche Klugheit albern-hinterfotzig und, kein Gegensatz, gewinnbringend unvernünftig zugleich sein kann. Ein *Folly* ist

ein Gebäude, das als schmückendes Beiwerk errichtet wird, aber durch sein Aussehen einen anderen Zweck suggeriert. Es unterscheidet sich von sonstigen Staffagebauten – wie den Ende des 18. Jahrhunderts zur Zierde des Platzes errichteten Kuppeltürmen auf dem Gendarmenmarkt – durch die ihm eigene exzentrische Idee. Gewissermaßen, im besten Fall, ist ein Folly konzeptionelle Baukunst, ein in Beton gegossenes, mit Eisen gegürtetes Trojanisches Pferd.

\*



Peter Eisenmans für Gwangju entworfenes Folly 99 KAN treibt die spatiale Aufmüpfigkeit und den Mimikry-Spott am Konsum soweit, dass es droht, selbst im Kaufrusch, es steht direkt am Eingang der belebtesten Fußgängerzone der Stadt, sang- und klanglos unterzugehen.

Traditionell bestimmte in Korea ein Haus den sozialen Status des Eigentümers, und bis zum Fall der Joseon-Dynastie im Jahr 1910, mit der

vollständigen Gebietsaneignung Koreas durch die Kolonialmacht Japan, war es für jeden, der nicht zur königlichen Familie gehörte, verboten, ein Gebäude zu errichten, das mehr Platz als 99 Kan einnahm. Kan ist eine Maßeinheit, die sich auf den quadratischen Raum bezieht, der von vier Holzpfosten in einem Haus geschaffen wird; etwa 6-8 Fuß von einem Pfosten zum anderen.

Eisenman, dessen Folly 100 Kan Raum einnimmt, unterläuft die soziale Hierarchie, die im Haus verkörpert ist, und nutzt den öffentlichen Raum als Teil seiner aufklärerischen Architektur. Besonders pikant: *Kan 99* wurde genau vor eine kleine Polizeistation gesetzt. Um zu erfahren, was die Beamten von der architektonischen Intervention unmittelbar vor ihrer Wache denken, bin ich spontan in die Amtsräume eingetreten und habe den Wachhabenden nach seiner Meinung gefragt. Da der Polizist kein Englisch konnte und ich kein Koreanisch spreche, hat er mir sein Diensthandy gereicht und mich mit seinen Vorgesetzten verbunden. Nach einigem Hin und Her bin ich schließlich mit meinem Anliegen im Polizeipräsidium Gwangjus gelandet. Der zuständige Polizeioffizier hat dann etwas gebraucht, um meine eigenartige Frage zu verstehen. Ihm und seinen Kollegen, mit denen er sich während des Telefonats beraten hat, ist der Folly vor der Chungjangro-Wache, so mein Eindruck, nicht ad hoc geläufig gewesen. Ähnlich verliefen meine anschließenden Gespräche mit Passanten, die *Kan 99* bis dahin entweder nicht bemerkt oder höchstens für den dekorativen Eingang zum Shoppingdistrikt gehalten haben.

Die anarchisch-demokratische Torheit des Eisenman'schen Geniestreichs vorm ehemaligen Nordtor in Eupseong verpufft, wird sie nicht als solche gepflegt und aktiv in die Erinnerungskultur aufgenommen.

\*



Als ich, am Ende des Vortrags, das Stolpersteine-Projekt des Künstlers Gunter Demnig vorstelle, wird es noch ruhiger als zuvor im ACC-Lab. Denning, sage ich, habe bislang 60.000 quadratische Messingtafeln verlegt, in ganz Europa. Die Stolpersteine würden von einem Betonwürfel mit einer Kantenlänge von 96 x 96 Millimetern und einer Höhe von 10 Zentimetern getragen. Sie seien mit den Namen und Todesdaten der Opfer des Nationalsozialismus versehen und lägen vor den Häusern, aus denen die Menschen in die Konzentrationslager verschleppt und ermordet worden sind. Einige Stolpersteine seien den wenigen Überlebenden gewidmet. Wichtig sei Denning, dass jede Tafeln in Handarbeit hergestellt werde, da dies im Gegensatz zur maschinellen Menschenvernichtung in den Gaskammern stehe. Als ich, in die Stille hinein, vorschlage, dass man in Gwangju Stolpersteine verlegen solle, vor den Häusern, in denen die Getöteten und die weiterhin Verschwundenen – man kennt immer noch nicht die genaue Todeszahl – gelebt hätten, dass man ebenso Stolpersteine verlegen solle auf den Plätzen und Straßen, wo die 5.18-Heldinnen und Helden von den Soldaten niedergeknüpelt und erschossen worden seien, höre ich das

Schlucken, mehrstimmig. Einige, ich kann es von vorne beobachten, legen sich die Hände auf den Brustkorb, wie man es macht, in intimen Momenten, wenn etwas einsinkt, wenn sich eine Erkenntnis eingräbt, uns den Atem raubt, sich wie ein Ring ums Herz schließt. Ich warte. Dann sage ich, dass historische Intimität ein Angebot sei, das auf Freiwilligkeit beruhe und ein gemeinsamer Akt sein könne, aber nicht sein müsse. Erinnerung sei ein Gewebe, das wir aus eigenem Antrieb mit anderen oder allein spinnen. Zwang unterlaufe Intimität. Niemand würde gezwungen werden, teilzunehmen. Bei der historischen Intimität gehe es allerdings auch um Sichtbarkeit – und das sei, in Gwangju, wo man die Protagonisten der Demokratie feiern wolle, nun mal wortgetreu zu verstehen. Das Asia Culture Centre reiche nicht, um dem Genius loci der Stadt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Sichtbarkeit des Aufstands sei im Stadtraum zu gering. Die Betonräder, die man an den Orten der Revolution aufgestellt habe, verstaubten, verschwänden reihenweise zwischen Wedding-Street-Schildern und parkenden Autos, seien als Mahnmale für zukünftige Generationen untauglich.



Die Erinnerung an die Demokratiebewegung habe bislang gegen den Konsum und den Widerstand der Elite keine Chance.

Beinahe, wenn mich nicht der Mut verlassen hätte, hätte ich noch gesagt, dass die unterwürfige Beziehung zwischen Beherrschten und Herrscherschicht in Südkorea offenbar von einer falschen Intimität geprägt sei, von einer Vertrautheit, die sowohl die Erinnerungskultur als auch die

Demokratie zersetze. Teilhabe sei nun mal per se disruptiv. Käme es zur Mitwirkung des Volkes, müsste sich die Elite für ihre Kollaboration während der Diktatur verantworten und ihre Repräsentanten würden reihenweise im Gefängnis landen.

\*



Kim Namil singt. Wir haben gerade den 18.-Mai-Nationalfriedhof von Gwangju hinter uns gelassen. Sind drei, vier Herbsthügel weitergefahren. Stehen nun auf dem alten Mangweol-dong Friedhof, dem „heiligen Boden für die Demokratie“. Die Gräber sind reich geschmückt. Mit Schleifen, Büchern, Bildern, Noten, Fotos. Jedes Grab sieht anders aus. Der Boden, in denen die Särge ruhen, uneben. Die Wege nicht geharkt. Der Blick aufs Tal arkadisch. Als besuchte man ein Weingut in der Toskana. Kim Namil singt. Ein revolutionäres Lied über die Hoffnung und das Recht, man selbst zu sein. Wir halten die Tränen nicht zurück. Der Kontrast zum offiziellen Heldenfriedhof,

der die Gedanken und das Gedenken stalinistisch einpfercht, wo wir eben den Gefallenen unseren Respekt gezollt haben, scheint unüberbrückbar.



Auf dem Nationalfriedhof stehen die Gräber ordentlich aufgereiht. Keine Tote, kein Toter widersetzt sich länger dem martialischen Ordnungswunsch der Herrschenden. Alles ist perfekt, alles grundfalsch. Der Ort riecht nach Diktatur. Dass die Menschen, die für ihre Freiheit gestorben sind, die gerade keine Vereinheitlichung, sondern Demokratie wollten, derart uniforme Gräber bekommen haben, scheint fast ein Treppenwitz der Geschichte zu sein. So sehen Soldatenfriedhöfe aus.

Der neue Nationalfriedhof, samt Gedenkturm, der an eine gespaltene Sprungschanze gemahnt, samt Bildhauerei im scheinheiligen Breker-Stil, wurde gebaut, weil den Machthabern der intimere Mangweol-dong Friedhof, an dem sich die Überlebenden des Aufstands regelmäßig trafen, ein Dorn im autokratischen Auge war. Das Militär hatte Pläne, den alten Friedhof zu zerstören, sich aber letztlich nicht getraut. Der Neubau war ein typischer

Schachzug der Eliten. Hier steht der Süden dem Norden in Sachen falscher Monumentalität nichts nach. Wer die Erinnerung kontrolliert, so die Rechnung, kontrolliert auch die Zukunft. Dass die demokratischen Kräfte ihre Toten weiterhin auf dem heiligen Boden der Demokratie bestatteten, der alte Friedhof seine Bedeutung als Widerstandsort nicht verloren hat, muss den Generälen sauer aufgestoßen sein.

Symbolischere Orte für die einerseits mangelnde, andererseits vorhandene Intimität der Erinnerung lassen sich in Gwangju kaum finden.



\*

Wie schwierig der Umgang mit öffentlichen Räumen als Ort des Gedenkens und der Zurschaustellung von Verschiedenheit ist, hat die kontroverse Debatte gezeigt, auf die mich unsere südkoreanischen Freunde empört aufmerksam gemacht haben, ob das 5.18-Forum in Gwangju als Veranstaltung einer Gay-Parade genutzt werden durfte. In der Stadt, die in Südkorea eine Hochburg des Katholizismus ist, hat sich sowohl 2017 als auch

2018 heftiger Widerstand gegen eine vermeintliche „Beschmutzung“ des Demokratie-Forums durch die LGTB-Gemeinschaft gebildet. Es hat lautstarke Proteste von drei christlichen Organisationen gegen die Gay-Parade gegeben. Die Anti-Gay-Gruppen haben den kleinen Demonstrationzug mehrmals aufgehalten und die Demonstranten massiv bedroht. Hunderte von Polizisten waren im Einsatz, um Übergriffe zu verhindern. Die Christen haben Bilder von gleichgeschlechtlichen Eltern mit Kindern hochgehalten, auf denen stand „Das ist keine Familie“ (<http://gwangjunewsgic.com/features/current-issue/queer-culture-festival/>). Dennoch hat Gwangju Stadtverwaltung, auf dem ACC-Gelände, schließlich eine erste offizielle LGTB-Kundgebung für die Opfer vergangener Unterdrückung und die Sichtbarmachung weiterhin bestehender Ungerechtigkeiten erlaubt. Das exklusive Gedenken – was einer Hierarchisierung der intimen Erinnerung gleichkommt – wurde für einige Stunden erfolgreich infrage gestellt. Ein Anfang, der Mut macht, mehr allerdings nicht. In Südkorea gibt es weder eingetragene gleichgeschlechtliche Partnerschaften noch Ehen, und die Militärgerichte haben sogar das Recht, homosexuelle Soldaten und Offiziere ins Gefängnis zu werfen, was weiterhin passiert. Die Verherrlichung normativer Maskulinität und die Verachtung von Frauen sind in Südkorea weit verbreitet. In der südkoreanischen Gesellschaft ist es gang und gäbe, dass Männer Frauen heimlich in Umkleidekabinen oder auf öffentlichen Toiletten beobachten und filmen.

Die Infragestellung der Exklusivität des Leids zeichnet Demokratien aus. Das Leid der anderen und die eigene Schuld werden nicht (gegeneinander) abgewogen und in erlesene Rangordnungen gepresst, sondern als gleichberechtigt angesehen. Dass Deutschland in den letzten Jahren seine koloniale Vergangenheit und Schuld als Nachfolgestaat des Deutschen Kaiserreichs „entdeckt“, ist Teil eines solchen aufklärerischen Prozesses. Als besonders schwierig stellt sich durch dieses auf einmal intime Erinnern des kolonialen Leids die plumpe Zurschaustellung der „Völkerkunde“-Beute im zukünftigen Humboldt-Forum in der Mitte der deutschen Hauptstadt heraus. Wie und ob sich Deutschland im Berliner Schloss dieser Herausforderung

angemessen stellt, wird entscheidend für den Wert unserer „ehrlichen“ Erinnerungskultur sein.

Eine Anmerkung sei noch gestattet, die mir schwerfällt, da ich nicht als Relativist gelten will und die folgende Bemerkung auch nicht als eine Eingrenzung der Holocaust-Schuld verstehe. Die Nakba – die Flucht und Vertreibung von 700.000 arabischen Palästinensern im Jahr 1948 aus dem früheren britischen Mandatsgebiet – hat direkt und indirekt mit dem Völkermord der Nazis an den Juden Europas zu tun. Solange wir uns als Deutsche nicht mit dieser intimen Erinnerung auseinandersetzen, können wir nicht als ehrlicher Makler im Mittleren Osten auftreten und sind Teil des Problems, nicht der Lösung.

\*

Bei der vormittäglichen Öffnungsveranstaltung des *2nd Asian Literature Festival* ist, Überraschung, der K-Pop-Singer Whee-Sung aufgetreten. Drei Songs, doppelt so viele Witze über die Tatsache, dass Whee-Sung noch niemals so früh auf einer Bühne gestanden hat. Jedes Lied, selbst die ACC-Hymne, folgte einer bewährten Machart. Klebstoff, der benutzt wird, um Klebstoff zu verkleben. Nach der Gesangseinlage stürmte die Hälfte der im Saal anwesenden Koreanerinnen ins Foyer, um Selfies mit ihrem Idol zu schießen. Whee-Sung *PEACE in Asia*.